Abonnementspreis mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Die Arbeit" ... Bringerlohn ... Pf. bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen ... pro Vierteljahr.

Redaktion Zwingerstraße 22, part. Sprechstunde ... von 12 bis 1 Uhr. Telephon: Amt I, Nr. 1760.

Telegramm-Adresse: „Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate werden die 5 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. ... Inserate müssen bis ... Uhr früh in der Expedition abgegeben sein ...

Expedition: Zwingerstraße 22, part. Geschäftszeit von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr. Telephon: Amt I, Nr. 1760.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 162. | Dresden, Donnerstag den 17. Juli 1902. | 13. Jahrg.

Zur bayrischen Wahlrechtsfrage!

Genosse August Bebel sendet uns, wie wir erwartet haben, auf die Artikel unseres bayrischen Mitarbeiters eine ausführliche Entgegnung, die wir in zwei Abschnitten unseren Lesern unterbreiten.

I.

Die Leser der Sächs. Arbeiter-Zeitung werden begreifen, daß, nachdem ein anonym gebliebener Genosse aus München das Verhalten unserer bayrischen Landtagsgenossen in sechs Leitartikeln*) vertheidigte und mich wegen meiner Haltung in dieser Frage persönlich angriff, ich nicht schweigen kann.

Ich werde mich in meiner Entgegnung möglichst kurz fassen. Ich verspüre kein Bedürfnis, in der Sächs. Arbeiter-Zeitung all die Gründe zu wiederholen, die ich, nach meiner Ansicht, ebenso ausführlich wie zutreffend in meinen Artikeln in der Nr. 9 der Neuen Zeit und im Vorwärts vom 25. und 26. Juni auseinandersetzte.

Der ungenannte Münchner Genosse giebt sich den Anschein, gewissermaßen als unparteiischer Schiedsrichter zwischen den bayrischen Landtagsgenossen und mir, bezw. den übrigen Opponenten derselben, entscheiden zu wollen.

Mir war nach den ersten 20 Zeilen in seinem ersten Artikel klar, daß es sich bei ihm um eine glatte Vertheidigung der bayrischen Landtagsgenossen handelte und ich traue den Genossen, die seine Artikel gelesen haben, zu, daß auch sie dieses von Anfang an begriffen.

Der ungenannte Genosse hat aber auch von vornherein zu einer Kampfmethode gegriffen, die seine Befähigung zu einem solchen Schiedsrichteramt in Frage stellte. Statt anzunehmen, daß ich aus sachlichen Gründen und in der Absicht, der Partei zu dienen, mein Kritikeramt übernahm, beginnt er im ersten und schließt im sechsten Artikel damit, mich zu beschuldigen, daß nur Antipathie (speziell gegen den Genossen v. Vollmar) und kritischer Uebereifer mir die Feder in die Hand gedrückt habe.

Ich sehe es als eine der schwersten Beleidigungen, die man einem Parteigenossen anthun kann, an, wenn man ihm unterstellt, nur aus Krakehlsucht und häßlichen, persönlichen Motiven einen Meinungskampf provoziert zu haben. In meinen Augen ist der ein trauriger Geselle, der als Politiker aus solchen Motiven handelt, und seine Partei müßte ihn kalt stellen, könnte sie solche Motive ihm nachweisen. Ich weise diese Verdächtigung meiner Handlungsweise mit allem Nachdruck und kategorisch zurück.

Wahr ist, daß ich in den letzten elf Jahren mit dem Genossen v. Vollmar wiederholt mehr oder weniger tiefgehende Meinungsverschiedenheiten über wichtige Parteifragen öffentlich ausgefochten habe. Seit Vollmar durch seine bekannten Münchner Reden im Jahre 1891 eine Taktik befürwortete, die mit seinen früheren Auffassungen im Widerspruch stand und von mir bis heute nicht getheilt wird, ist der Boden zu solchen Meinungsverschiedenheiten zwischen uns geschaffen worden. Daß es so kam, ist nicht meine Schuld; daß ich aber der Ausfechtung solcher Meinungsverschiedenheiten, sobald sie auftauchen, nicht aus dem Wege gehe, weiß jeder, der mich kennt. Nicht um meinen kritischen Uebereifer zu bethätigen oder um persönlichen Antipathien die Zügel schießen zu lassen, sondern weil ich die Taktik des Genossen v. Vollmar und in vorliegendem Falle die der gesamten bayrischen Landtagsgenossen dem Parteiinteresse nachteilig und meine Auffassung dem Parteiinteresse förderlich erachte, nahm ich das Wort. Das ist nicht nur mein gutes Recht, ich betrachte es auch als meine Pflicht, so unangenehm mir persönlich diese Pflichterfüllung ist.

Aber wie oft immer ich mit dem Genossen v. Vollmar in Meinungsdifferenzen geraten bin, und in die, wenn wir beide noch lange leben, wir leider noch oft geraten werden, meiner persönlichen Werthschätzung haben diese Kämpfe keinen Eintrag gethan und ich habe nie die Ansicht gehabt, daß Vollmar wider bessere Ueberzeugung und in der Absicht, die Partei zu schädigen, gehandelt hat. Auch in dem vorliegenden Falle, in dem es sich nicht bloß um die Person Vollmars, sondern um die gesamte bayrische Landtagsfraktion handelt, ist mir nicht der Gedanke gekommen: die Fraktion habe aus anderen Absichten als denen, der Partei förderlich zu sein, den von mir bekämpften Schritt gethan. Diese Voraussetzung ist selbstverständlich, anderen Falles wäre ein Zusammenwirken in einer Partei überhaupt nicht möglich.

Der ungenannte Münchner Genosse hat sich auch selbst in starken Widerspruch gesetzt. Handelte ich aus den unsauberen Motiven, die er mir unterstellte, dann war es für ihn überflüssig, in sechs Leitartikeln meine Ansichten zu bekämpfen. Er muß also eine Menge sachlicher Gründe in meinen Ausführungen gefunden haben, zu deren Widerlegung er sechs Artikel benötigte. Auch spricht die Thatsache gegen den Münchner Genossen, daß, noch ehe ich in der Neuen Zeit das Wort ergriff — und daß ich dieses thun würde, hatte ich schon am 20. Mai meinem alten Freund Gabriel Löwenstein mitgeteilt, unter der ausdrücklichen Erklärung: ich bedauerte, die Ansicht der Fraktion nicht teilen zu können, und würde öffentlich gegen sie vorgehen, weil es ein Unterschied sei, ob in irgend einem obskuren Kleinstaatlichen Landtag ein oder zwei Genossen einen falschen Schritt machten, oder ob die stärkste und intelligenteste Landtagsfraktion einen solchen begehe —, außer Parvus in seiner Korrespondenz, der Vorwärts, die Leipz. Volksztg., das Hamb. Echo und die Westfälische Arb.-Ztg. die Abstimmung der Fraktion mißbilligten. Auch die Sächs. Arb.-Ztg. hat in der ersten Mitteilung, die sie über jene Abstimmung brachte, die Bemerkung eingeflochten: diese Abstimmung der Fraktion werde Widerspruch hervorrufen. Das ist Beweis genug, daß es nicht erst meines Temperaments oder meiner angeblichen persönlichen Antipathie bedurfte, um den Widerspruch gegen die Haltung der bayrischen Fraktion in der Partei hervorzurufen. Oder verdankt die Opposition auf dem Ludwigshafener Parteitag, die ein Siebentel sämtlicher Delegierten umfaßte und vielleicht noch stärker gewesen wäre, wenn die Abgeordneten nicht die Kabinettsfrage stellten, ähnlichen Motiven ihr Entstehen? Oder handelten die bayrischen Parteiversammlungen, die nachträglich sich gegen die Abstimmung der Fraktion erklärten, aus solchen Motiven?

Um was dreht sich der ganze Streit? Darum, daß die bayrische Landtagsfraktion einer Resolution ihre Zustimmung gab, durch die zwar eine Anzahl erheblicher Verbesserungen für das künftige Wahlgesetz gefordert werden, die aber auch eine Anzahl erheblicher Verschlechterungen zugesteht, und daß die Fraktion durch diese ihre Zustimmung sich und der Partei dem künftigen Gesetzentwurf gegenüber die Hände band, zum mindesten den Kampf dagegen außerordentlich erschwerte. Es ist ein Schritt, der in seiner Art einzig dasteht und wenn er Nachahmung finden sollte, die Partei auf allen Zungen treiben müßte.

Der unparteiische Münchner Genosse hat in seinen sechs Artikeln zu beweisen versucht, daß die Taktik der bayrischen Landtagsgenossen die richtige war und er hat zu diesem Zweck die Vorteile nach Kräften vergrößert, die Nachteile bis auf ein Nichts verkleinert.

In der Wahlrechtsfrage hat die Partei einen sehr klaren, programmatisch vorgeschriebenen Standpunkt. Indem für Bayern das Wahlfähigkeitsalter seit mehr als fünfzig Jahren mit dem 21. Lebensjahre beginnt, war dadurch eine Hauptforderung der Partei nahezu erfüllt. Dieses Wahlfähigkeitsalter zu erhalten und gegen alle Angriffe auf das nachdrücklichste zu verteidigen, war die erste Aufgabe der Fraktion. Die direkte Wahl wird durch die Resolution gefordert, dagegen wurde durch die Zustimmung, das 25. Lebensjahr an Stelle des 21. zu setzen, eine programmatische Forderung und das bestehende Recht preisgegeben und wurde über 150 000 Wählern das Wahlrecht genommen. Wenn das keine Entrechtung ist, giebt es keine. Daß diese Wähler, wie der Münchner Genosse ausführt, nur zum Teil wählten und zum Teil nicht wählten, weil das indirekte Wahlrecht sie daran hinderte, mußte logischerweise unsere Genossen bestimmen, für diese mit das direkte Wahlrecht zu erobern, durfte aber nicht dazu dienen, sie um ihr Wahlrecht zu prellen. Wenn der Münchner Genosse hierbei ausführt: „Für das fiktive Wahlrecht des indirekten Systems begeistert sich Bebel, für das thatsächliche des direkten Wahlrechts hat er kein Auge", so ist das eine Unterstellung, mit der man nur bei Einfaltspinseln Glück haben kann. Dieselbe plumpe Unterstellung hat man mir auch in Ludwigshafen gemacht.

Eine prinzipielle Forderung, insbesondere dann, wenn sie schon sozusagen verwirklicht ist, und ein Recht, das weit mehr als hunderttausend Männer besaßen, dürfen unter keinen Umständen preisgegeben werden, und nun gar bei einer Resolution, durch die ein Wahlrecht gefordert wird, das, wie der Genosse Segitz richtig ausführte, **in erster Linie den Klasseninteressen des Zentrums dient und, wie ich hinzufüge, bestimmt ist, dessen Herrschaft in der Zweiten Kammer sozusagen zu verewigen und wobei das Zentrum zugestandenermaßen alle Verschlechterungen gegen den bestehenden Zustand aufnahm, um die Sozialdemokratie nach Möglichkeit zu schädigen.**

Daß man trotz alledem einer solchen Resolution zustimmte, ist ein logischer salto mortale, für den mir das Verständnis abgeht.

Der Münchner Genosse sucht scharfsinnig nachzuweisen, daß, wenn man die Gründe der Fraktion, die sie bestimmte, für die Resolution zu stimmen, nicht billige, man ihr auch nicht nachweisen könne, daß sie durch ihre Abstimmung einen Fehler machte. Ich denke, die Thatsache, daß die Fraktion für etwas stimmte, was sie noch nicht hat, aber preiszugeben versprach, was schon besteht, charakterisiert diese wunderbare Taktik. Der Münchner Genosse glaubt gegen mich ausspielen zu können, daß ich im Reichstag für die Novelle zum Invaliditäts- und Altersversicherungs-Gesetz stimmte, obgleich diese auch Verschlechterungen enthalten hätte.

*) Genosse Bebel erwähnt mehrfach, und nicht ohne ironischen Beiklang, daß Esto die bayrische Wahlrechtsfrage in sechs Artikeln behandelt hat. Wir müssen dazu bemerken, daß nur der in den Tagen der Veröffentlichung außerordentlich starke Stoffandrang uns zu dieser Einteilung zwang; Esto hatte die Frage in vier Abhandlungen erörtert. Die Redaktion.

Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

(40. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Bode wiegte sehr ernsthaft seinen Kopf. Das war schlimmer, als er dachte! Aber die Wirklichkeit mußte doch noch schlimmer sein, als Johanna verraten wollte; es war ein Ton in ihrer Stimme, mit dem sie auf jedes Glück verzichtete, ein Ton, wie ihn nur gekränkte Liebe finden kann, und Bode nahm sich vor, da nicht weiter anzurühren, weil doch alles umsonst war, wenn ein Mädchen wie Fräulein von Havenow verzichtete; und in der Absicht, in ein gleichgültiges Gespräch einzulenken, fragte er mit möglichst neugieriger Stimme, was sie denn gerade jetzt abzuschreiben habe.

Das hatte er aber schlecht gemacht; er mußte die empfindlichste Stelle getroffen haben, denn Johanna schaute ihn erst eine Weile mit zuckenden Lippen an, versuchte, sich zu zwingen, und sprang dann, als es ihr nicht gelang, plötzlich auf, um fortzueilen. Als sie dabei jedoch die Zähne auseinander brachte, bloß um auf Wiedersehen zu sagen, da war es mit ihrer Kraft vorbei, sie sank auf den Stuhl zurück und ergab sich drein, fassungslos wie vor dem Grabe des Kindes zu weinen. Bode saß daneben, ohne auch nur ihre Hand zu berühren, aber mit so echtem Mitgefühl blickte er sie aus seinen guten Augen an und so herzlich wiederholte er immer wieder: „Mein armes, gutes Fräulein!" daß ihr Stolz endlich verging und sie freiwillig weitersprach.

Sie hatte nichts davon gewußt, daß Richard Mettmann, ihr Jugendfreund, eine ganze große Oper geschrieben habe, und diese große Oper habe man ihr jetzt ins Haus geschickt, nicht als freundliche Ueberraschung, nicht als Entschuldigung für das lange Schweigen, sondern als Wohlthat, zum Abschreiben, und nicht einmal er selbst habe ihr geschrieben, sondern eine Frau, eine reiche Frau, welche geripptes, parfümiertes Briefpapier besitze und einen reich gekleideten Diener, und die Richard Mettmanns Braut sein müsse.

Bei den letzten Worten vergaß Bode, vollständig, daß ihn nur Johannas Herzenssachen angingen und daß ihn die reiche Welt des Tiergartenviertels gar nicht kümmerte; er mußte an sich halten, mit der geballten Faust nur leise auf den Tisch trommeln und nur mit gedämpfter Stimme rufen:

„Die schöne Leontine? Frau Leontine Pitersen?"

„Das war ihr Name," flüsterte Johanna ängstlich.

„So habe ich mich wieder in einem Menschen getäuscht!" rief Bode traurig. „Dieser junge Mettmann gefiel mir so gut, was hatte ich für Pläne mit ihm! Sein moderner Marquis Posa wollte ich werden, den Infanten, den gut gearteten Sohn des Philipp-Mettmann wollte ich zur Freude des Menschengeschlechts heranbilden und einst Arm in Arm mit ihm wenigstens ein Jahrzehnt in die Schranken fordern; er sollte dann die Fanfare übernehmen und wir hätten daraus das Musterbild einer Zeitung geschaffen. Es ist vorbei, Mettmann junior ist nicht weit vom Stamme gefallen, lassen wir ihn ruhen, es ist heute mein Totentag."

„Was ist mit dieser Frau?" fragte Johanna mit zitternder Stimme.

„Nichts für Ihre Ohren, Fräulein Johanna!" sprach Bode leise, aber heftig. „Wenn Richard Lust hat, der dritte Mann dieses schönen, hohlen, verbrecherischen, leibhaftigen Egoismus zu werden, wir wollen ihn nicht stören; es wird etwas über drei Jahre her sein, da war sie der Skandal der Stadt."

„Da war Richard schon in England," flüsterte Johanna.

„Solche Geschichten erfährt man auch in England. Es lebte hier ein braver Klavierlehrer, der hatte ein Kind und eine Frau, die Frau war die schöne Leontine. Die Frau des Klavierlehrers war die Geliebte eines Börsenjobbers, dessen Gattin ertappte das Pärchen auf einer Spazierfahrt und stürzte sich auf der Stelle ins Wasser. Ist das nicht eine saubere Geschichte? Es thut mir leid, wenn Sie es beleidigt."

Johanna schlug die Hände vors Gesicht. Bode fuhr in schneidendem Tone fort:

„In dem Scheidungsprozeß der schönen Leontine ist das Schlimmste unterdrückt worden; der Klavierlehrer ist nach seiner Heimat zurückgekehrt und dort in Oesterreich verschollen, das Kind ist gestorben. Herr Richard Mettmann wird keinen Stiefsohn in der Welt finden. Aber das Tollste wissen Sie noch nicht; der Kommerzienrat Pitersen, dessen Witwe die schöne Leontine jetzt ist, war der Vater der armen Frau, die sich um der schönen Leontine willen den Tod gab. Ich werde heute zum zweitenmal an das Quartett — die beiden Ehepaare hießen hier so — erinnert, ich habe vor einer Stunde das Grab von Martha Pitersen gesehen!"

Johanna hielt das Gesicht immer noch in ihre Hände gestützt. Kaum hörbar sprach sie, wie zu sich selber:

„Ist denn so etwas möglich?"

„Nein, möglich ist es nicht," rief Bode, „aber es ist Wirklichkeit! Und die Welt verzeiht es, der Mantel der christlichen Liebe ist noch vorhanden; aber er ist teuer geworden, nur für die Reichen ist er noch zu haben."

Da erhob sich Johanna, ließ die Arme sinken und sagte mit festem Blicke:

„Das weiß Richard nicht, das kann er nicht wissen, man hat ihn betrogen; ich will ja nichts für mich, aber retten Sie ihn vor sich selber, sagen Sie ihm dies alles!"

Bode spitzte die Lippen, als wollte er pfeifen; dann machte er plötzlich ein sehr einfältiges Gesicht und fragte Johanna, ob er sie nach Hause begleiten dürfe; sie müsse sich heute ihrem Bruder widmen, er selbst habe auf der Redaktion zu thun. Frau Belski werde die Kranke schon ganz vortrefflich pflegen.

Und bald darauf gingen sie zusammen über die verwahrlosten Bauplätze an der Potsdamer Bahn der nahen Alvenslebenstraße zu. Bode war über Johannas Liebe zu Richard, die sich plötzlich so frei offenbarte, sehr erschrocken; er wagte es nicht, mit ihr länger allein zu sein; er wollte nicht durch ein unbedachtes Wort ihre Hoffnungen neu beleben.

Johanna hatte schon zu viel gesagt und zog sich ängstlich zurück; von tiefen Empfindungen war auf dem Wege nicht mehr die Rede, sie erzählte nur, Achim habe mit der Mutter allein sein und dann wichtige Gänge in der Stadt machen wollen, sie werde zu Hause sicherlich noch nicht erwartet.

Vor dem Eckhause der Alvenslebenstraße wollten sie sich trennen, als Bode plötzlich wieder in herzlichem Tone sagte:

„Ich möchte Ihnen einen Rat geben, liebes Fräulein. Schicken Sie die Opernpartitur auf der Stelle an Frau Rom-

SLUB Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020717/1
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG